

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 230 (1951)

Artikel: Primavera : Erzählung

Autor: Lendi, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Primavera

Erzählung von Fritz Lendl

Primavera heißt Frühling — es war Frühling und Primavera, die Nonne, lag auf der Totenbahre. Das Sterbeglöcklein klang vom Turme des Frauenthofs zu Münster im bündnerischen Münstertal, und der Wind trug seine hellen Klänge weit hinaus ins Tirolerland. In der Klosterkirche lagen die Nonnen auf den Knien und beteten. Dann erhoben sie sich und sangen:

«Libera me, Domine, de morte
aeterna, in die illa tremenda,
quando coeli movendi sunt
et terra, dum vencris judicare
saeculum per ignem....»*

Droben aber in ihrer Zelle lag Primavera, die Schöne, das marmorweiße Gesicht gegen den an der fahlen Wand hängenden Heiland gerichtet. Durch das schmale Fenster zitterten die Strahlen der Frühlingssonne und zeichneten einen Heiligenchein in das schlichte Kruzifix. Draußen zwitscherten die Vögel in den blühenden Zweigen der Bäume, und auf den Wiesen schlügen die Buben Purzelbäume und die Mädchen spielten singend und lachend Ringelreihen und freuten sich des sonnigen Frühlings.

Das Sterbeglöcklein schwieg und das Kloster stand da in summmer Trauer. Mit gefalteten Händen zogen die Nonnen aus dem Kirchlein und durch den großen Hof herein in den gewölbten, langen Säulengang des alten Klosters. Schweigend ging jede in ihre Zelle, und die Priorin, eine schlanke Frau mit wachsbleichem Gesicht und fest aufeinander gepressten Lippen, trat in das enge Sterbezimmer der Primavera. Etwas Herrisches, Hartes lag in den Gesichtszügen der Vorsteherin des Klosters. Ihre Augen blickten scharf, und die Haltung war aufrecht und stolz, als ob sie damit sagen wollte: komme mir niemand zu nahe, ich bin die Priorin.

Primavera, die einst die gesstrenge Priorin so sehr gefürchtet, lag still und friedlich da, und der gekreuzigte Heiland mit seinem vor Schmerz und Herzeleid entstellten Gesicht schaute hinüber zu ihr, der Toten, wie zuvor. Der Priorin sank auf die Knie nieder.

„Bater unser, der du bist...“ betete sie und ließ den Rosenkranz durch ihre weißen, schönen Finger gleiten, und „Bater unser, der du bist in dem Himmel...“ betete sie immer wieder, und bei jedem „Bater unser“ klang ihre Stimme weicher. Ab und zu blickte sie auf das weiße Gesicht der Toten und zu den Kerzenlichtern hinüber, die ihr zu Häupten brannten. Leise öffnete sich die Tür. Zwei Nonnen traten ein, um zu beten. Die

Priorin sagte ein leises „Amen“, erhob sich und schaute unverwandt zu der Toten hinüber.

„Primavera“, dachte sie, „bin ich vielleicht doch etwas zu streng gewesen gegen dich, weil du immer so rasch müde wurdest im Schaffen und auch im Beten?“

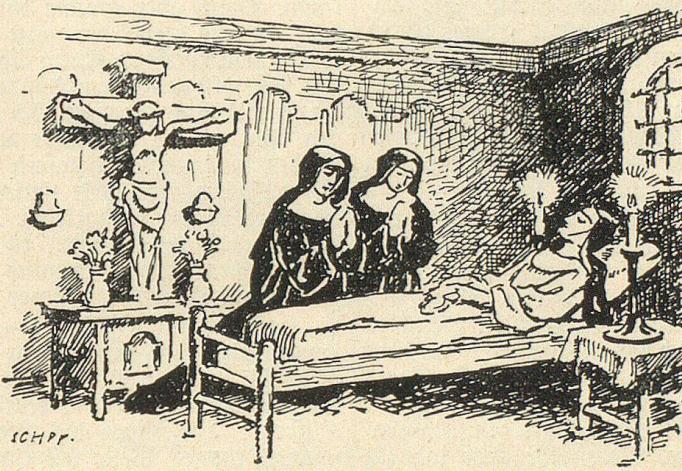
Die Priorin beugte sich über die Truhe in der Ecke und öffnete sie leise. Da lagen die Schätze der Verbliebenen: blendend weiße Wäsche, einige Gebetbücher, ein Rosenkranz und ein buntes Bildchen der Mutter Gottes. Sinnend schaute die Priorin auf all’ die Sachen, bis sie zu unterst auf dem Boden des altemodischen Koffers ein Bündel beschriebener Blätter entdeckte. Geräuschlos entnahm sie die Papiere der Truhe, schloss diese wieder ebenso leise wie sie sie geöffnet hatte, zu, und entfernte sich auf den Zehenspitzen aus der Zelle, um ja nicht die betenden Nonnen zu stören.

Sie schritt durch den langen, gewölbten Gang hinaus auf den Klosterhof. Dort, in einer stillen Ecke, war das Gärtlein der Nonnen, dort breiteten die blühenden Zweige eines Kirschbaumes sich über die Gräber verstorbener Klosterfrauen. Die Priorin setzte sich auf eine rohgezimmerte Bank an der grauen Mauer, unweit des frisch geschauften Grabs, in das Primavera, die erst Achtundzwanzigjährige, hineingelegt werden sollte. Zitternd löste sie das feine Seidenschnürchen, mit dem die Blätter zu einer

Rolle gebunden waren, schaute auf die von ungeübter Hand geschriebene Schrift und las:

„Liebe Schwestern! Der Tod hat seine scharfe Sense an meine Brust gelegt, ich fühle es. Wenn ich dann unterm Kirschbaum liegen werde, dort, wo die mir vorangegangenen Schwestern sind, wenn meine Zelle verlassen ist, werdet ihr wohl in meiner Truhe diese Blätter finden, darin ich euch, so gut ich kann, die Geschichte meines Lebens erzählen werde, und ihr werdet, nachdem ihr manches erfahren habt, was ihr zuvor nicht wußtet, mir vielleicht verzeihen, daß ich immer so schnell müde wurde im Schaffen und Beten. Jeden Abend und jeden Morgen hört ihr das Glöcklein zu Santa Maria erklingen. Jedesmal, wenn ich seine feine silberne Stimme hörte, wehte sich ein feuchter Schleier um meine Augen. Dann mußte ich jedesmal stillstehen, sei es beim Schaffen oder Beten gewesen, und ich mußte taleinwärts blicken nach Santa Maria, meinem Heimort. Und das Heimweh begann an meinem Herzen zu nagen.“

Wir wohnten droben am steilen Hang, von wo man das ganze Dorf, ja das ganze Tal überblicken und weit hinaus ins Tirolerland schauen konnte. Meine Eltern waren brave Bauersleute. Conrad hießen sie, und mich nannten sie Primavera. Ich konnte stolz sein auf mei-



SCHPF.

* Befreie mich, Herr, vor dem ewigen Tode an jenem furchtbaren Tage, wo Himmel und Erde sich bewegen, wenn du kommen und die Welt durch dein Feuer richten wirst.

nen schönen, welschen Namen. Unsere nächsten Nachbarn wohnten keine hundert Schritte von unserem Heimwesen entfernt. Pitsch hießen sie und waren wackere Leute. Sie zählten nicht wie wir zu den Katholiken. Unsere reformierten Nachbarn und meine Eltern hatten einander rechtschaffen gern. Kam etwa einmal die große Rüsi wieder den Berg herabgepoltert und drohte das Haus unserer Nachbarn zu schädigen, so war mein Vater gleich zur Stelle und schaffte Tag und Nacht mit Schaufel und Pickel. War aber bei uns nicht alles in Ordnung, war eine Kuh frank oder hatte sich eine Geiß droben in den Felsen, die gar trostig zu uns herabschauten, verstiegen, so war auch unser guter Nachbar, der lange Pitsch, gleich zur Stelle, um uns zu helfen.

Unsere Nachbarn hatten einen Bub. Und so wie die Alten, hielten auch wir Jungen zusammen. Peter war gleich alt wie ich, zu seinem Alter von hohem Wuchs, breitschultrig und stark wie ein junger Bär. Zur Winterszeit gingen wir zusammen hinab ins Dorf Santa Maria zur Schule. Sommer für Sommer ging ich mit Peter, dem Geishirt des Dorfes, auf die Alp. Wir hielten zusammen, und als er mich einmal fragte, ob ich sein Weib werden wolle, wenn ich groß sei, sagte ich ja. Und wenn er jeweilen im Herbst beim Präses des Dorfes seinen Lohn holte, kaufte mir Peter ein buntes Schutertuch oder sonst etwas Schönes. Wo man den Peter sah, sah man gleich mich, die Primavera, und wo man mich sah, sah man sicher gar bald den Peter.

Eines Nachts heulte gar mächtig der Wind um unser Haus und rüttelte an allem, was nicht niet- und nagelfest war. Ich erwachte, erschrak und salzte dann gleich die Hände und betete. Als ich das „Amen“ gesagt, trat des Peters Mutter, die Frau Pitsch, an mein Bettchen. Mit großen Augen schaute ich ihr ins Gesicht. Sie aber hob mich mit ihren starken Armen aus dem Bett, und nachdem ich mich angekleidet hatte, führte sie mich zur Mutter. Bleich war ihr Gesicht. Sie sagte den Morgengruß ganz leise und lächelte. Neben ihr aber lag ein winziges Wesen, aus dessen Gesichtchen zwei allerliebste, blaue Augen schauten.

„Das ist dein Schwesternchen“, sagte Peters Mutter, und erstaunt schaute ich bald von der bleichen Mutter zu dem Kinde, bald wieder nach Frau Pitsch, die, die Häusle in die Seiten gestemmt, lächelnd hin und her schritt.

Ich begriff die Sache nicht recht, aber das eine war gewiß, daß ich von Tag zu Tag mein Schwesternchen lieber gewann, so daß ich beinahe den Peter vergessen wollte. Das war aber nur in der ersten Zeit, dann erinnerte ich mich auch wieder meines Peters, und ich war so glücklich, daß mir vor lauter Glück hin und wieder bange wurde und ich fürchtete, daß es gewiß nicht immer so bleiben könne.

Jahre gingen dahin. Mein Schwesternchen gedieb prächtig. Es hieß Urschla. Das konnte ich nun nicht verstehen. Oft war ich fast ein wenig traurig darüber, daß mein Schwesternchen nicht auch einen so schönen Namen hatte wie ich, und mein Peter teilte neine Ansicht. Die Mutter aber meinte, Urschla, Ursula, sei auch ein schöner Name und heiße die Starke.

„Aber Primavera heißt Frühling, das ist das Allerschönste“, antwortete ich, „und Mutter“, fragte ich weiter, „weshalb heiße ich so?“

„Das verstehst du noch nicht, wenn du größer bist, wirst du es erfahren.“

So blieb es. Wohl fünfzehn Jahre alt war ich geworden, als die Mutter mir erzählte, warum ich diesen schönen, welschen Namen trug. Es war ein stürmischer Winterabend. Das Urschli schlief und der Vater, er schließt auch, aber draußen auf dem Friedhof zu Santa Maria. Er war vor einem Jahr beim Holzen in die große Laune gekommen. Lustig drehten sich die Spinnräder, und „tict-tac...“ machte die Uhr an der Wand, und der Schneesturm zog johlend ums Haus. Ich bat die Mutter und bat, sie erzählte:

„Es war Frühling. Damals war es, ja damals, als der Peter, unserer lieben Nachbarn Bub, das Licht der Welt erblickte. Groß war die Freude im Hause Pitsch, und auch wir freuten uns, daß der liebe Gott den lieben Nachbarsleuten ein Kind geschenkt. Diese Freude aber war begleitet von einem leisen Weh. Wir hatten keine Kinder.“

Es vergingen Wochen. Wenn man hinab schaute ins Tal, sah man die Dörfer, Weiler und Höfe vor Blüten kaum. Dann aber brauste ein kalter Wind vom Ofenberg her und drohte die ganze Pracht zu vernichten. Fast so wie heute pfiff an jenem Abend der Wind ums Haus. Ich saß mit gefalteten Händen auf der Ofenbank und sprach mit dem Herrgott. Ich hatte ihm so vieles zu sagen und bat ihn, er möchte auch mir jenes Glück zuteil werden lassen, wie es unsern Nachbarn beschieden war. Mein Flehen war nicht umsonst. Spät war der Vater aus dem Walde heimgekehrt. Ich bereitete in der Küche das Abendbrot. Draußen rüttelte der Sturm an den Fensterläden, und unheimlich rauschte der Wald. Da sprang auf einmal der Vater zu mir in die Küche.

„Hast du nichts gehört? – Still...“ sagte er. Ich horchte hin. Nur den Sturm hörte ich, der die Bäume schüttelte und die Blüten mit sich von dannen trug. – Plötzlich vernahmen wir deutlich einen Schrei – einen Hilferuf! Wir eilten ins Freie. Da lag vor uns ein schönes, junges Weib, fest ein Kind ans Herz gedrückt. Wir trugen Mutter und Kind in die Stube, holten einen Laubsack und ein Kissen und legten sie darauf.

„Woher kommt ihr?“ fragten wir. „Über – den Ofenberg...“ antwortete sie. „Wohin habt ihr gewollt?“ Sie antwortete nicht mehr. Wir nahmen der Toten das Kind aus den Armen, drückten ihr die Augen zu und beteten ein ‚Paterunser‘. Als wir ‚Amen‘ gesagt hatten, schauten wir lange das herzige Meiteli an, und ich sagte zu meinem Ehemann: ‚Schau, dieses Kind hat uns Gott ins Haus gebracht.‘ Ja, das hat er, und komm, wir wollen es behalten und lieben und pflegen wie ein eigenes‘, antwortete er. Noch an demselben Abend wurde ein Totenbaum gezimmert und die fremde Frau hineingelegt. Am andern Tag holten wir den Pater von Münster, denn die Tote hielt einen Rosenkranz in der Hand, was uns als Beweis dafür galt, daß sie, wie wir, katholisch war. Man trug die Frau zu Grabe, und am gleichen Tage noch tauften drunter zu Münster der Pater das Kindlein. Der Pater fragte uns nach dem Namen des Kindes. Verlegen blickten der Vater und ich ihn an, denn darüber hatten wir noch gar nicht nachgedacht. – Der Pater lächelte und sprach leise: ‚Liebes Kind, weil heute die Frühlingsonne so lieblich warm durch die Scheiben der Kirche scheint und die Zweige

der blühenden Kirschbäume so freundlich zu uns hereinwinken, will ich dir einen ganz besonders schönen Namen geben.' Und er taufte das Mädchen, das nun unser war, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Primavera, das da heißt Frühling."

Die Mutter schwieg. Dann aber sagte sie leise: "Und nun weißt du, warum du einen so schönen, welschen Namen hast." Und zwei Tränen, die eine aus dem Auge meiner Mutter, die andere aus dem meinigen, tropften auf unsere Spinnräder nieder. Das Tageslicht war am Sterben, und wir schickten uns an, zur Ruhe zu gehen. Als ich dann in der Kammer, an Urschelis Seite lag, mußte ich still ins große, geblümte Kissen weinen.

Die Zeit flog dahin. Der Peter und ich waren zwanzig Jahre alt geworden. Immer noch hielten wir fest zusammen, und die Leute von Santa Maria hielten es für ganz selbstverständlich, daß wir zwei ein Paar werden sollten. Einmal schritt ich an einem Sonntagmorgen mit meinen Freundinnen Arm in Arm von Münster nach Santa Maria hinauf. Wir drei oder vier Katholikinnen waren zu Münster in der Messe gewesen, denn Santa Maria ist protestantisch, und nur wenige zählten sich dort zu unserer Kirche. Wir erzählten uns allerlei, und eine plauderte uns die Geheimnisse ihres Herzens aus.

"Er wohnt in Taufers, mein Schatz. Mein Vater sieht es nicht gern, daß wir zusammengehen, weil er kein Bündner, sondern ein Tiroler ist. Sonst aber ist er, das muß auch mein Vater zugeben, ein braver Bursche, und was wohl wichtig ist, katholisch."

Die Worte der Freundin gaben mir einen Stich ins Herz. Als ich wieder daheim war, sagte ich zur Mutter: "Ihr wißt ja, daß der Peter und ich einander gern sehen. Macht es denn so viel, daß er ein Reformierter ist?"

Die Mutter strich mir mit der verwerchten Hand das dunkle Haar aus der Stirn mit den Worten: "Der Peter ist ein braver und wackerer Bursche."

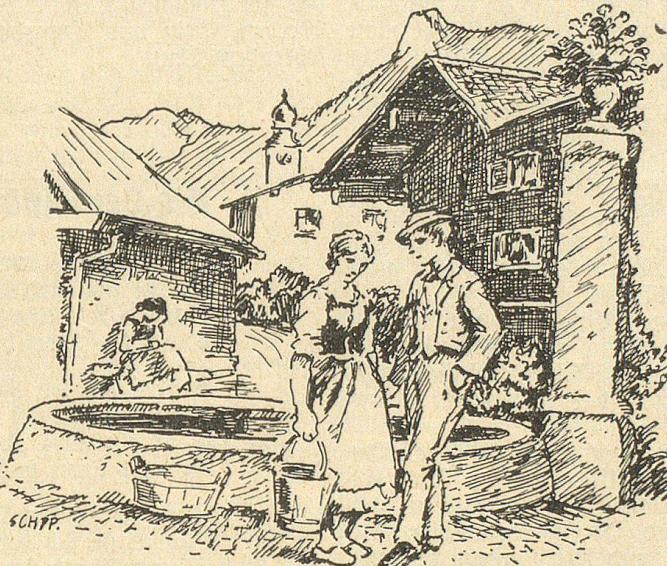
Getrostet ging ich von dannen, und als ich dann am Nachmittag mit dem Peter zusammentraf und er Zukunftspläne schmiedete, fragte ich auch ihn: "Macht es denn so viel, daß ich eine Katholische bin?"

"Primavera, Primeli, ich liebe nur dich, und es gibt nichts, das uns auseinanderreißen kann."

Das hatte der Peter gesagt. Nun war ich wieder froh. Oft wußte ich nicht recht, welches von allen dreien ich am liebsten hatte, den Peter, die Mutter oder das blonde Urscheli, das zu einem prächtigen Meitli herangewachsen war. Ja, von Jahr zu Jahr wurde sie schöner, und die Burschen im Dorf sagten, sie sei die Schönste in Santa Maria, schöner noch als die dunkel-

haarige Primavera. Ich war frei von Neid, liebte ich doch das Urscheli, wie man eine Schwester wohl kaum inniger lieb haben kann. Und als dann der Mutter lange vor der Zeit das Stündlein schlagen wollte, rief sie mich ans Sterbebett und sagte mit kaum hörbarer Stimme: "Gib acht aufs Urscheli, du bist die Ältere, sei ihr eine zweite Mutter."

Ich habe gehalten, was ich der Mutter versprach. Schaffen mußte ich jetzt vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein. Das Urscheli, das eine blühende Tochter mit zwei starken Armen geworden war, half fröhlig mit, und auch mein Peter stand uns zur Seite. Aber einmal nahm er mich zur Seite und sagte: "Primeli, du schaffst zu viel, du schaffst dich krank." Ich lächelte, tröstete ihn und freute mich im Stillen, daß er mich gelobt hatte. Eines Tages aber sagte ich zu mir selbst: "Der Peter hat recht, ich schaffe zu viel, ich werde krank oder ich bin es schon."



Ein böser Husten peinigte mich, meine Wangen wurden bleich, und der Husten wollte nicht mehr weichen. "Du mußt ausruhen", sagte das Urscheli, "du bist krank, ich werde mit doppelter Kraft arbeiten, ich kann es ja mit meinen beiden starken Armen." Ich befolgte den Rat meiner Schwester, arbeitete weniger und saß viel draußen an der Sonne. Peter sah das, und er kam herüber und setzte sich zu mir. "Recht so, Primeli, du mußt dich schonen, damit du wieder gesund wirst, denn im Herbst wollen wir heiraten, gelt." Ich nickte und lächelte. Drüben am Brunnen stand das Urscheli und schaute zu uns herüber. Schweigend trug sie den Wassereimer ins Haus, nachdem Peter ausgesprochen hatte. Wir aber plauderten, wir sprachen von dem großen Glück, das uns beschieden, bis die Sonne hinter den grauen Felszacken untertauchen wollte und von den Dörfern die Klänge der Betglocken zu uns herauf drangen. "Gelt, Primeli, Primavera - im Herbst - Hochzeit - Hochzeit..."

"Ja", sagte ich, "Hochzeit - Hochzeit..." Aber dieses "Ja" klang nicht mehr so sicher wie einst. Warum denn wohl? Ich wußte es selber nicht. Nur das eine wußte ich, daß das Urscheli schon lange Zeit nicht mehr das gleiche, fröhliche Ding von ehedem war. Ich fragte nicht nach ihrem Kummer. Aber einmal, als ich die hübsche Schwester draußen am Brunnen neben dem Peter stehen sah, mit ihm scherzend und schwatzend, da war mir, als ob eine innere Stimme zu mir sagen würde: "Das Urscheli würde vielleicht viel besser zum Peter passen als du. Er liebt dich, Primavera. Aber wenn du nicht wärst, würde er das Urscheli eben so sehr lieb haben wie dich, und sie hat im Stillen den Peter leidenschaftlich gern,

sucht es aber vor dir, an der sie auch mit inniger Liebe hängt, zu verborgen.“

Solche Gedanken peinigten mich oft. Nachts ehlich ich mich einmal an Urschelis Bett. Der Mond schaue herein und warf sein mildes Licht auf ihr Gesicht und das blonde Haar. „Wie schön sie doch ist“, dachte ich. Urscheli wälzte sich im Schlaf hin und her. Jetzt bewegten sich ihre Lippen, und kaum hörbar flüsterte sie im Traum, „Peter lieb – sehr lieb. Primavera – auch lieb – beide sehr lieb...“ Leise schlich ich mich aus der Kammer, ging hinunter in die Stube, riß eines der Butzenfensterchen auf und schaute hinaus in die Nacht. „Peter lieb... sehr lieb, Primavera auch lieb...“

Ich wußte nun, was Urscheli drückte. Aber diese Herznot kam auch zu mir. Ich sah mich an der Seite Peters an unserem Hochzeitstag; ich sah Urscheli hinter mir herschreiten, gegen Tränen kämpfend, und auf einmal war mir, als könnte das Urscheli meinen Peter ebenso, ja noch viel glücklicher machen, als ich es imstande gewesen wäre. „Und mein Husten, er will so gar nicht nachlassen, und meine Wangen werden von Tag zu Tag blasser; wenn ich frank bleibe, frank...?“ So dachte ich und betete. Das Gebet gab mir Kraft. Ich schlief ein, und im Traum habe ich wohl auch geflüstert: „Peter lieb – Urscheli auch lieb, beide – sehr lieb...“ Und im Traum sah ich meine Mutter, Urschelis Mutter, meine Pflegemutter, der ich mein Leben zu verdanken hatte. Sie stand an meinem Bett, und wie damals, als ihr Ende nahe war, sagte sie: „Primavera, gibt acht aufs Urscheli, sei ihr eine zweite Mutter...“

Eines Tages fasste ich einen Entschluß, den ihr alle kennt, liebe Schwestern. Am Abend vor jenem Tag, da ich zu euch kam, schrieb ich bei spärlichem Talglicht zwei Brieflein, das eine für Peter, das andere für meine Schwester.

„Lieber Peter“, hieß es im einen, „ich weiß, daß Du mich lieb hast, und ich habe Dich auch lieb. Aber der liebe Gott hat es anders gewollt, als wir dachten. Ich gehe nach Münster ins Kloster. Dort werde ich beten für Dich und auch für Urscheli, und bitten werde ich auch Gott, daß Du in Urscheli, das Dich sehr lieb hat, eine Frau finden mögest, die Dich noch viel glücklicher machen wird, als ich es hätte tun können.“

Und im zweiten Brieflein stand geschrieben: „Liebes Urscheli! Fürne mir nicht, daß ich Dich heimlich verlassen habe. Sei immer brav und frömm und forsche nicht, warum ich ins Kloster gegangen bin.“

Nun bin ich bei euch, liebe Schwestern. Mehr als zwei Jahre sind dahingegangen, seit jenem Morgen, da ich Santa Maria verlassen habe. Oft weinte ich in letzter Zeit Nacht für Nacht ins Kissen. Weinte ich, weil ich Heimweh habe, weil ich den Peter nicht vergessen kann, oder aus lauter Freude, weil ich weiß, daß Urscheli und Peter gar bald zum Altar schreiten werden? Ich weiß es nicht. Ihr aber, liebe Schwestern, ahnt vielleicht, warum ich immer so schnell müde wurde im Schaffen und auch im Beten.“

*

Die Priorin faltete die Blätter zusammen, erhob sich und schritt, sinnend vor sich hinschauend, durch den Hof. Sie ging in die Zelle der toten Primavera. „Verzeih, Primavera“, flüsterte sie, „verzeih, daß ich oft so hart

gewesen bin gegen dich, du – du große Seele“. Dann wankte sie wieder hinaus und schaute hinauf zu den wetterharten Bündnerbergen. Ein Dorf tauchte vor ihrem geistigen Auge auf, ein kleines Dorf irgendwo in den Bergen. Erinnerungen aus längst entschwundenen Tagen wurden in ihr wach, und auf ihre gesalztenen, schönen Hände tropfte eine Träne.

*

«Libera me, Domine, de morte
aeterna, in die illa tremenda,
quando coeli movendi sunt
et terra, dum veneris judicare
saeculum per ignem....»

sang die Nonnen. Primavera heißt Frühling, es war Frühling, tausend Blüten wehte der Wind über das offene Grab und den Totenbaum, der die Primavera barg und sang in den Zweigen der Bäume ein Lied, das nur frommem Gemüte vernehmlich ist, ein Lied vom Werden, Sein und Vergehen und von immer wiederkehrendem Lenz.

Die Gemeindeschwester

Eine Frau mit weißer Haube
In der schlichten Schwesterntracht,
Schwebt wie eine weiße Taube
Durch das Dorf bei Tag und Nacht.

Kehret ein, wo Kranke weilen,
Hellt das Dunkel wie ein Licht –
Kann für alles Rat erteilen,
Bringet Trost und Hilfe mit.

Liegt die Mutter frank im Bette,
Nimmt sie sich der Kinder an –
Ist am Abend stets die Letzte,
Fängt am Morgen früh schon an,

Sieht mit ihren Helferaugen
Wo die Not am größten ist –
Findet Kraft in ihrem Glauben
An den lieben heil'gen Christ.

Kennt die Armen und Verschämten,
Weiß von hartem Menscheninn –
Richtet auf die Schmerzvergrämten
Und die schwachen Willens sind.

Ihre Arbeit ist ein Segen,
Wirklicher Familienschutz –
Warme Glut für Heim und Leben,
Liebe ohne Eigennutz.

Doch es ehret dieses Dienst
Auch das Dorf und seinen Rat –
Denn auch Liebe kann verdienen
Höchsten Lohn für Volk und Staat.

H. W. Kindler.